

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 23

Artikel: Im Wannenschluchthäuschen
Autor: Joachim, Joseph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Am Wannenschluchthäuschen.

Dorferzählung von Joseph Joachim, Kestenholz.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Wannenklaus-Baschi¹⁾, so lautete gemein-
hin sein Dorfname.

Eigentlich wohnte er nicht einmal im Dorfe selbst, sondern hoch droben in einer „die Wanne“ genannten Bergschlucht, wo an einen aus dem Boden hervorragenden mächtigen Felsblock gelehnt sein Häuschen stand, das ebenso gut eine Hütte genannt werden durfte. Davor ein eingezäuntes Krautgärtlein, auf der Westseite ein paar krüppelige Obstbäume, die weit mehr des Schutzes gegen Wind und Wetter, als des sonstigen Ertrages wegen dorthin gepflanzt worden sein mochten. An Sonnenschein fehlte es dem am Südrabhänge des Berges gelegenen kleinen Anwesen nicht, und ebensowenig dessen Bewohnern an dem notwendigen Quellwasser, das frisch und klar aus einer Felsenspalte hervorsprudelte. Der wilde Bergbach, welcher unweit davon in tiefem felsigen Bette sich rauschend und tosend zu Thal stürzte, sorgte für unentgeltliche Musik Tag und Nacht.

Freilich gab es der Leute genug drunten im Dorfe, welche der Meinung waren: Wie mag dort droben in dem einsamen, unwirklichen Krachen, wo Fuchs und Hase einander Gutnacht sagen, ein gesitteter Mensch nur wohnen!

Unser Wannenklaus-Baschi dachte anders. In dem Häuschen war er geboren worden und in Fried- und Genügsamkeit aufgewachsen. Dieser Umstand genügte vollkommen, um ihm das kleine lustige Heimwesen lieb zu machen, so lieb, daß er dasselbe kaum an ein bedeutend wertvolleres, drunten im dumpfen Thale gelegenes, vertauscht haben würde.

Eigentlich war das viele Denken und Grübeln niemals seine Sache gewesen. Er hatte von jeher als ein

ziemlich beschränkter Kopf gegolten, und lieber als in die Schule, war er als Knabe schon mit seinem Vater in den Wald gegangen, um ihm Kienholz sammeln zu helfen, aus welchem alsdann Schuster- und Schmiedepech gewonnen wurde. Und nach dem frühzeitig erfolgten Tode des alten Pechbrenners setzte der junge das Handwerk eifrig und fleißig fort. Ein mühevolleres Gewerbe zwar, so tagelang bei „Wüst und Schön“ und mit einem Stück harten Brotes in der Tasche durch die Wälder zu streifen, die alten föhrenen Wurzelstöcke aufzujuchen, mit der Art den harten, glänzenden Kien herauszuhacken und abends sodann die schwere Last, in einen Sack gepackt, oft stundenweit nach Hause zu schleppen. Doch was frug der ebenso baumstarke als abgehärtete junge Mann der schweren Arbeit, was den Strapazen, Wind und Wetter nach?

Auch reichte das tägliche Verdienstlein ja vollkommen hin, um sich und sein Mütterchen, bei ihrer großen Bedürfnislosigkeit, redlich zu ernähren und sogar dann und wann noch ein Kreuzerlein beiseite zu legen — was konnte er sich mehr wünschen?

Des Tages über arbeiten gleich einem Kofse, zur Nachtszeit schlafen wie ein Gott, des Sonntags in die Kirche, und von Zeit zu Zeit, behufs Verwertung seines Fabrikates, den seinem „Hause“ von jeher treu ergebenen Kunden nachgehen, so verging ihm ein Jahrlein um das andere. Und er dachte, so werde es fortgehen immerdar.

Allein eines Morgens klagte sein Mütterchen über zunehmenden heftigen Gliedschmerz, welcher ihr kaum gestattete, das einfache Frühstück zu bereiten. Und sie sagte: „Ich fühl' es wohl, es geht mit mir mehr und mehr bergab dem Friedhofs zu . . . Du wirfst daher

¹⁾ Sebastian.

gut thun, Baschi, dich nach einem Frauchen umzusehen . . . Du lugst mich so groß und verwundert an, als hätt' ich da weiß was für Unsinn geschwaht . . . Und doch wirst du am künftigen Sankt Jörgentag dein Siebenundzwanzigstes zurückgelegt haben; und bei den Jahren ist es gewiß schon keine Sünde mehr, an ein Mädchen zu denken. Freilich an ein vermögliches und stolzes wirst dich nicht wagen dürfen, sondern dich mit einem mindern begnügen müssen, wenn's nur schaffig¹⁾, hauslich, frein und brav ist . . . Hast du dir denn noch gar keines ins Aug' gefaßt?" forschte sie.

Der große, gewaltige Knabe schüttelte verneinend den Kopf. Er hatte ans Freien, oder gar ans Heiraten, noch niemals den Gedanken gehabt, ja den Umgang mit Mädchen bislang des ängstlichsten gemieden, was ihm von jenen selbst schon manchen Spott eingetragen. Die Dorfmadchen erschienen ihm überhaupt als so ausgelassen, neckisch und spottfüchtig. Und ähnlich, seufzte er, wird es sich mit allen andern verhalten . . .

„Denke darüber nach!“ hatte ihn die Mutter freundlich ermahnt.

Und er dachte mühsam darüber nach, den ganzen stürmischen Apriltag, den er an der Pechpfanne sitzend zubrachte, dabei ließ er einmal, ob all dem ungewohnten Sinnen und Grübeln beinahe die schwarze, stinkende Brühe überkochen. Und erst nachts im Bette — das erstemal in seinem Leben widerfuhr ihm eine schlaflose Nacht; daran war die harte Aufgabe schuld, die ihm seitens seiner Mutter war gestellt worden, das Heiraten. Er ließ die sämtlichen Dorfmadchen, von welchen allenfalls eine Erhörnung zu erwarten, vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Er konnte an keinem den besondern Gefallen finden, an gar keinem . . . Endlich, nachdem er sich auf seinem Lager zum dreizehnten Male unruhig umgewendet hatte, kam es ihm in Sinn: Jenes Mädchen dort zu Scheltigheim . . . Und er erzählte es des folgenden Morgens seiner Mutter: „Als ich vorige Woche mit Pech haustieren ging und plötzlich von dem graufigen Unwetter überfallen wurde, flüchtete ich mich, zu Scheltigheim angekommen, beim ersten besten Hause unter Dach. Es war ein großes Bauernhaus, und im Scheunenschuppen am Brunnen war das Dienstmädchen mit Geschirrfegen beschäftigt; ein nicht mehr ganz junges Mädchen und auch nicht das schönst, denn sein Gesicht war mit Blatterntupfen²⁾ überjätet. Aber es that gar fleißig und begann mit mir freundlich zu schwätzen über dies und das, und alles was es sagte, dächte mir so überaus — wie soll ich sagen? — so geschickt und verständig. Und so gar nicht stolz . . . Erzählte mir sogar, daß es bereits an die zehn Jahr' in demselben Dienst stand und nun, da die Meisterseut gestorben und der Hof an andere übergegangen sei, sich nach einem andern

Platz umschauen gehen müsse, denn seine Eltern seien ebenfalls tot schon seit Jahren. Wie gesagt, das Mädchen ist nicht mehr ganz jung und auch nicht das aller schönst — und doch — ich glaub' — wenn es mich nehmen möcht' — mit diesem wollt' ich's schon wagen . . . Aber es wird sich wohl bedenken wollen!“ fügte er zaghaft hinzu.

„Ei,“ meinte die Mutter, „das ist ja bloß um das Anfragen zu thun! 's wird auch keine Prinzessin sein, sonst wäre sie nicht dienen gegangen. Vielleicht ist sie, die stellenlose Dienstmagd, just zum Heiraten reif geworden. Nur darfst du die gute Gelegenheit nicht verpassen — begreiffst du?“

Der Baschi kratzte sich verlegen in den Haaren und bemerkte kleinlaut: „Mir wär's sehr recht — sehr lieb — wenn Ihr, Mutter, statt meiner hingehen wölltet . . .“

Da rief die Alte lebhaft: „Nun machst du mich aber trotz meinen Schmerzen fast lachen! Nein, Bublein, da wird nichts draus — der weite Weg — meine armen Beine! Und was würde das Mädchen von dir halten? Du mußt halt selbst hingehen gleich morgens, und zuvor dich ordentlich rastieren und dir die Händ' mit Seife von den Harz- und Pechflecken säuberlich reinigen und den Heiligtagsstaat anziehen, und — der Winter ist ja längst vorüber — dir das lange Haar aus dem Nacken schneiden lassen; und — es wird in jenem Scheltigheim wohl auch ein Wirtshaus sein — einen Schoppen Wein trinken oder zwei, damit du Courage kriegst, und alsdann das Mädchen herzlich anfragen gehen — gehört? Hast verwichenen Tag des Schallhofers wilden Weibstier bei den Hörnern gepackt und zum Stehen gebracht, so daß sich alle Leute drob verwunderten, und vor ein Mädchen hinzutreten solltest dich fürchten?“

„Ach das ist ganz 'was anders, Heikleres!“ seufzte er in sich hinein.

„Ich will derweil zum lieben Gott beten, damit er dir beisteh' und du nicht etwa einen Mißgriff thust,“ schloß Mütterchen fromm . . .

Unser so zaghaft zu Werke gehender Brautwerber fand die unverhoffte Erhörnung.

Das alleinstehende ältliche Mädchen folgte dem Pechbrenner als Weibchen willig in den entlegenen Bergkrachen hinauf, der Jungehmann lächelte fast unaufhörlich vor lauter Glück und Wonne.

Und als eines Tages der Ortspfarrer die kranke Mutter besuchen kam, sagte diese bewegt: „Nun, da ich mein Buble so trefflich versorgt weiß, hoffentlich für seine ganze Lebenszeit, sterb' ich gern' . . . Ihr könnt's gar nicht glauben, Herr Pfarrer, welch ein arbeitsam und geschickt Weibsvolk das ist, diese unsre junge Frau! Und dabei so manierlich und friedsam und verständig; und so gut auch gegen mich. Ich sag' Euch, mein Sohn

¹⁾ arbeitfam. ²⁾ Boctenarben.

hat aus dem Glückshäfelein das große Los gezogen. Auch ist sie nicht etwa, wie zu vermuten gewesen, mit leeren Händen anher gekommen. Ihr solltet die Menge wahrer Kleider und Linnen sehen, die sie mitgebracht, und außerdem noch ein ansehnlich Sparkassenbüchlein — denkt Euch, Herr Pfarrer!“ —

Zwei Jahre waren seit der Verehelichung Baschis und dem Tode seiner Mutter verfloßen. Während dieser Zeit hatten droben in der Wannenschlucht verschiedene erwähnenswerte Veränderungen stattgefunden: eine nahe vorbeiführende aussichtsreiche Kunststraße war vom Staate über den Berg gebaut worden, Baschis Wohnhäuschen hatte nach dem allzeit maßgebenden Wunsche der Frau Annmarei als Anhängsel ein kleines neues Scheunenwerk, und das zugehörige Erdreich durch Ankauf eines Stückes Wiesland eine sehr wesentliche Vergrößerung erhalten, so daß neben Baschis täglichem Verdienste auch noch ein wenig dem Hauswesen sehr zu statten kommende Landwirtschaft und Vieh-, resp. Weizenzucht betrieben werden konnte.

Die Dorfleute konnte man sich äußern hören: „Na, diese Frau Annmarei regt sich! Ist ein sehr werkhast und ansichtlich Weibsbild, jell muß man ihr lassen. Und nächstens wird sie ihren Baschi sogar mit einer Jugend erfreuen — ei, wie wird der große, einfältige Burisch sich darob freuen, das sollt man sehen können!“ meinte man spöttlich.

Des glücklichen Vaters Freude kannte wirklich keine Grenze. Er hatte zuvor noch kein kleines Kind gesehen, wenigstens in der Nähe nicht — nein, das war zu niedlich, zu drollig! Er ward es nicht müde, das in der Wiege liegende hübsche muntere Ding anzulugen und über dessen Zappeln und Schreien vor Lachen sich schier auszuschütten. Allzugerne hätte er das liebliche zarte Geschöpfchen auch auf die Arme genommen, allein er wagte es nicht, fürchtend, in seinen derben rauhen Händen möchte demselben Schmerz oder Schaden geschehen, und beschränkte sich darauf, das junge kleine Mädchen nur immerdar freudig anzustarren und mit zärtlichster Schonung zu küssen. Alles zum großen Ergötzen der jungen Mutter.

Es blieb bei dem einen Kinde. Der Vaterfreude des Pechbrenners genügte das eine vollkommen. Das erste Lächeln desselben — unser Baschi lebte der festesten Ueberzeugung, daß noch kein Kind auf dem ganzen Erdenrund je so lustig und wonnig gelächelt hatte. Und als mit der Kleinen die ersten Gehversuche veranstaltet wurden, und jene mit den dicken Beinchen so drollig auf der vorgelegten Wolldecke herumstrampelte und dazu munter krächte, da lachte der große Mann so laut und belustigt, daß darob das gewaltige Raufchen des nahen hochangefschwollenen Bergbaches verstummte.

Er ließ sich von den weichen Patschhändchen die rauhe Wange streicheln und je nach Laune jung Zuschens von ihr sich auch den langen Wollbart übermütig raufen und zerzausen, und was er dabei empfand, war eitel Wollust und die große väterliche Freude.

Mit verdoppeltem Eifer durchstrich er von früh bis spät die Wälder, hakte mit vermehrtem Fleiße die Kien-späne heraus und schleppte oft die beinahe unmenschliche Last auf jähen rauhen Wegen mit größter Kraftanstrengung mit nach Hause, freute sich des sich mehrenden Gewinnes, seines lieben Weibes und vorzüglich seines Kindes willen. Er ließ es sich nicht verdrießen, neben seiner schweren Arbeit noch junge Waldbäumlein, Blütenkätzchen, Beeren, Buchnüsse und Eicheln zu sammeln, um damit jung Zuschen zu erfreuen. Sogar ein junges Eichhörnchen brachte er eines Herbsttages mit nach Hause und sperrte es in die Trille ein, damit die Kleine sich an dem munteren Wesen desselben ergötzen konnte.

Am Kirchweihfeste war er es, der an Seite seiner Annmarei ins Dorf hinunterschreitend, das hübsch gepuzte Kind auf den Armen trug und hoherhobenen Kopfes nach links und rechts schaute in die Häuser hinein, als wollte er sagen: Gelt, Ihr Leut, welch tolle Frau ich habe, und erst das Kind — solch schönes Kind habt Ihr wohl noch nie gesehen, he?

Von der Kirche ging's ins Wirtshaus, wo es ihm gelang, das geliebte Kind mit süßen Kuchen, trotz allem Abwehren seiner sehr verständigen Frau beinahe krank zu füttern und sich selbst an dem ungewohnten starken Getränke einen kleinen Affen anzutrinken, alles aus lauter Gatten- und Vaterglück, so daß er auf dem Heimweg, halb zum Verdruße, halb zum heimlichen Ergötzen Annmareis, ordentlich schwankte und einen verunglückten Freudenjauchzer nach dem andern ausstieß. Ach, es war ja alle zwölf Monate bloß einmal Kirchweih, und es gab das übrige lange Jahr aus für den Pechbrenner der Mühen und Sorgen genug! so dachte schließlich die Baschin, und sah ihm den Raufsch gütigst nach und bereitete ihm, zu Hause angelangt, noch einen herrlich duftenden Kaffee und that ihm ein mächtig Stück Zucker darein nebst einem Gläschen Wildkirschengeist, was alles ihn wieder zurecht kurieren sollte . . .

Den Glücklichen vergehen die Jahre sehr rasch.

Ghe seine Eltern sich dessen recht versehen hatten, war klein Zuschen schulpflichtig geworden. Und als es zu Hause das ABC auf die Schiefertafel malte — „guck, guck, das geschickte Herchen!“ rief Vater Baschi voller Freude und Bewunderung. Er gedachte seiner eigenen Jugendjahre, da ihm, dem armen ungeschickten Schüler, das Lernen so viel Mühe und Pein verursacht hatte . . . Die Kleine, sagte er sich, schlägt halt ihrer geschickten und gelehrten Mutter nach — gut so, desto besser! —

Zehn Jahre später.

Sie waren an unsern Waimenschlucht=Chelenten nicht ganz spurlos vorüber gegangen. Während Frau Annmareis Aussehen mehr und mehr die alternden Tage verriet, hatte ihres Mannes Gesicht die große Ähnlichkeit mit der zerklüfteten und wetterharten Rinde jener Waldbäume gewonnen, aus deren Stämmen oder Wurzelstöcken er sein glänzendes, speckiges Kienholz herauszuhacken pflegte; auch ging er, wohl die Folge seines vielen schweren Lasttragens, ein wenig gebückt einher. Im übrigen war er immer noch derselbe kräftige und werkhafte Mann geblieben, und so oft auch seine Frau ihn abzuhalten suchte: „Zug dir die schlechte Witterung an, Baschi! Bleib' heut' lieber zu Haus', wir haben ja, Gott sei Dank, das Nackern nicht mehr so notwendig!“ — er konnte von der Gewohnheit nicht lassen, ging trotz Wind und Wetter in seinen lieben Forst hinaus, schier Tag für Tag.

Er konnte in gewissen Dingen so eigensinnig sein, oft zu seinem Schaden. Frau Annmarei wußte namentlich von zwei solchen Fällen zu erzählen . . . Einstmals war ihm, dem Pechbrenner, eine im Walde verborgen gehaltene Art — eine wegen ihrer Schneidigkeit geradezu unübertreffliche sogenannte Morschwiler-Art — abhanden gekommen, und sowohl die Fußspuren im frischgefallenen Schnee als andre Anzeichen deuteten darauf hin, daß der schon längst in schlimmem Rufe stehende Mauferpeter der Thäter gewesen sein mochte. Was that unser Baschi? Er begab sich, da der Mann gerade ausgegangen, direkt in dessen Haus, durchsuchte — ohne auf das Protestieren und Schreien der Mauferin zu achten — alle Winkel desselben, und richtig, im Hinterkammerlein, unter alten Lumpen verborgen, fand sich das vermißte Schneidewerkzeug, welches er auch alsobald behändigte und sich mit demselben von dannen machte. Er konnte sich des fernern nicht enthalten, den Maufer öffentlich mit „elendigen Schelm“ (Dieb) zu titulieren. Dafür mußte er vor Gericht erscheinen. Wer stiehlt, glaubte er zu seiner Verteidigung vorbringen zu müssen, wird man doch einen Dieb nennen dürfen, wie? Der Gerichtspräsident jedoch belehrte ihn aus dem Gesetzbuche eines andern und riet ihm, „zurückzureden“. Und da unser Baschi in seiner Verstocktheit sich dessen entschieden weigerte, wurde er zu einer zwar kleinen, doch ihm immerhin als ungerecht erscheinenden Geldbuße verurteilt. Das hatte zur Folge, daß er dem Maufer, welcher ihm beim Weggang aus der Gerichtsstube eine höhnische Grimasse schnitt, drunten im Korridor auflauerte und ihn zornig durchprügelte. Und obgleich Gerichtspersonal und Polizei den Spektakel gut hören konnten, kein Bein kam herbei, um dem Maufer beizustehen, vielmehr hieß es hinter den geschlossenen Thüren: Geschieht ihm schon recht, hahaha!

Er konnte in gewissen Dingen so eigensinnig sein und sogar recht böse . . . Das war am Kirchweihfeste, das er wiederum mit seiner Frau Liebsten misfeiern gegangen. Sie Beide saßen vergnügt und friedsam am Wirtstische, da glaubte der an ihnen vorbeigehende fürwizige Krummwegbauer, unsern einfältigen Pechbrenner zur Belustigung der Gesellschaft ein wenig händeln zu müssen. „Guck, Baschi“ sagte er, denselben unsanft am Nackenhaar zupfend, „hier hast du Pech drin!“

„Thut nichts!“ erwiderte jener mit gutmütigem Lächeln.

„Aber dort an den Fingern — sogar noch Harzflecken an den Fingern — ei, Baschi, was muß man sehen!“

„Besser Harz, als ungerecht Gut!“ lautete die trockene Antwort. Damit hatte er aber, ohne sich dessen eigentlich bewußt zu sein, eine arge Stichelei verübt, wohl erkenntlich an dem unterdrückten Gefichter der Tischgenossen, sowie an der Zornesröte, welche dem Großbauer plötzlich zu Gesichte gestiegen. — „Was sagst du da, du Pechlummel, du dummes Kindvieh!“ rief der Krummwegler außer sich, und den also Gescholtenen unsanft beim Kragen fassend. Das war von ihm sehr unklug gehandelt. Denn trotz allem Abmahnen seiner lieben Frau Annmarei: „Ach, Baschi, ich bitt', halt an dich, sei du der Gescheitere!“ und trotz ihres eifrigen Abwehrens — es fruchtete alles nichts, der Baschi war nun einmal wild geworden, sein Angreifer bekam eine solch wichtige Handschelle hinters Ohr, daß er taumelnd dahinstürzte . . . Ja, es kostete die Frau Annmarei nicht wenig Mühe, ihren empörten Mann vor weitem Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Und die Leute wußten nun zur Genüge: Mit dem Baschi ist nicht immer gut spaßen!

Zu Hause jedoch war und blieb er der friedfertigste und folgсамste Chemann, den es nur geben konnte. Er hatte es sich angewöhnt, in allen Dingen auf die Meinung seiner gescheiten und sehr sachverständigen zarteren Hälfte zu hören und seinen Willen stets dem ihrigen unterzuordnen; sie war es, welche seit anderthalb Duzend Jahren die Ministerien des Innern, der Finanzen, des Handels und der auswärtigen Angelegenheiten in ihrer Person vereinigt hatte, ohne je Opposition oder Abberufung befürchten zu müssen. Und wie trefflich das Hauswesen dabei gediehen war, konnte man auf den ersten Blick erkennen:

Die Bergwiese war durch vorteilhaften Ankauf um mehr als die Hälfte vergrößert und zu einem sehr abträglichen Landstück verbessert worden.

Statt des magern Geißleins stand im Stalle eine wohlgenährte Milchkuh, dabei ein vielversprechendes munteres Zuchtkalb. Der neugebaute Hauskeller, mit Obst und Gemüse aller Art angefüllt, im Rauchfang sogar ein geschlachtetes Schweinlein — was konnten unsere genügsamen Leutchen sich noch mehr wünschen?

Ihr größter Reichtum jedoch und wohlberechtigter Stolz bestand in — Züschen.

Zwar zählte das Mädchen kaum seine sechszehn Lenz und war einer Rosenknospe vergleichbar, erst im rechten Entfalten und Erblühen begriffen. „Und doch — ist es nicht zum Erstaunen,“ sagten die Leute, „wie aus häßlichem knorrigen Holze solch ein hübsch Edelreislein hat entsprossen können?“

Frau Annmarei meinte: „Da hätten sie mich, als ich in diesen jungen Jahren stand und eh' mich die häßlichen Blattern entstellte hatten, kennen sollen . . .“

Das junge Mädchen war einem Bienlein vergleichbar, so flink und emsig tummelte es sich in Haus und Garten, wußte überall etwas zu ordnen und zu schaffen und ihrer Mutter bei den mannigfaltigen Arbeiten beizustehen.

Vergleichbar auch dem Walbvögelein oder der muntern Lerche, so sang und tirilierte es von morgens bis abends bei jeglicher Hantierung und in unzähligen, meist selbst-erfundenen Weisen, so daß manch einer, der auf der in weitem Bogen unterhalb der „Wanne“ vorbeiführenden neuen Bergstraße dahinwandelte, verwundert aufschaute zu des Pechbrenners Häuschen empor.

Und so kindlich naiv . . . „Mutter,“ sagte es eines Tages, als sie sich in Abwesenheit Vater Baschis an den Mittagstisch setzten, „also nur Suppe und Kartoffel? Ach Mutter!“

„Gib dich zufrieden, Kind, hier kommen ja noch Zwetschen.“

„Ah, Zwetschen mit Zucker gekocht, die lieb ich so sehr!“ jubelte Züschen, indem es sich wollüstig das zierliche Fingergchen leckte. „O die Reichen haben's doch gut, Mutter!“ fuhr es während dem Essen plaudernd fort. „Dürfen sich alle Tag gezuckerte Zwetschen gönnen und wohl gar noch Pfannkuchen und Eierklöße und andere herrlichen Dinge mehr! Und erst die schönen, feinen Kleider! Das junge Schloßfräulein z. B., das wohl noch jünger ist und viel kleiner als ich, trägt, wenn's ausgeht — erst gestern, als ich beim Krämer gewesen, hab' ich's durchs Dorf spazieren gehen sehen, von einer Madam und dem großen dünnleibigen Hund begleitet — also das kleine Fräulein trägt sogar des Werkeltags ein köstlich hell Spizenkleid und am Hals den glitzernden Schmuck und glänzende Handschühlein an den Fingern, und braucht, wie der Eierlene ihr Lieschen mir berichtet, jahraus und ein gar nicht zu arbeiten, sondern nur zu thun, was ihm gefällt — o ich wollt', Mutter, ich wär' ebenfalls so ein reiches Schloßfräulein, dann wollt' auch ich spazieren gehen und alle Tag Pfannkuchen und gezuckerte Zwetschen essen — ein reiches Schloßfräulein, natürlich mit dir als meine liebe, fürnehme Schloßmama!“ verbesserte es sich schmeichlerisch.

„'s ist aber ein sehr einfältiger Wunsch!“

„Einfältig? Wie so, Mutter? Haben doch die Reichen, wie der Eierlene ihr Lieschen sagt, das Himmelreich schon hier auf Erden.“

„Oder auch die Höll', je nachdem sie's treiben!“

„Wie so, Mutter, bei all den Herrlichkeiten und guten Sachen?“

„Höre, Kind, bei aller Herrlichkeit und allem Ueberfluß kann man doch innerlich ein höchst armseliger und unglücklicher Mensch sein, weil dem Herzen der Friede und die Genügsamkeit mangelt, oder, wie unser seliger Vikar so wahr gepredigt, die Tugend . . . Ich hab' einen Herrn gekannt — hab' sogar in seinem Haus' gedient — der hat auch den großen Reichtum besessen und alle Genüsse gehabt, die sein Herz begehrte. Bloß ein Wunsch blieb ihm unerfüllt, ein höchst einfältiger, ehrgeiziger. Und darum ist er nach und nach gänzlich verrückt worden und eines Morgens hieß es: ‚der Herr ist gestorben‘; das Wie aber wurde vor den Leuten hübsch geheim gehalten.“

„Ach herrje!“ rief Züschen mitleidig aus. Mutter Annmarei jedoch fuhr, die übrig gebliebenen Kartoffeln schälend, in lehrhaftem Tone fort: „Du hast von der Welt noch gar wenig gesehen, Kind, sonst würdest du über das sogenannte Glück der Reichen ganz anders urteilen. Ich sage dir, mit jenen Leuten ist es so: Just weil sie alle Tag Feiertag haben, nicht arbeiten müssen und nur genießen können und alle Hoffart treiben, finden sie an all dem Glanz und dem Genuß gar bald keine rechte Freude mehr, fühlen niemals den guten gesegneten Appetit, nâusen¹⁾ nur so eigelig²⁾ und mißmutig in den herrlichen Platten herum und haben tausend eingebildete Krankheiten. Wie herrlich schlafen dagegen wir Bauern- und Handwerksleut nach des Tages Arbeit auf unsern harten Lagern, wie trefflich mundet uns der Bissen Schwarzbrot, wie freuen wir uns auf den Sonn- und Feiertag, auf ein einfältig neu Kleid, auf eine bessere Mahlzeit, wie sehr viele Wochen lang auf die Milbe oder andern hohen Festtag, auf die Butterkühlein oder den Künigelbraten³⁾, auf ein Glas Wein oder andere Seltenheiten! Arbeit — so sagte schon mein seliger Metti — Arbeit macht das Leben süß, erhält uns froh, gesund und tugendhaft. Während diejenigen, die weder arbeiten können noch mögen, arme, bedauernswerte Geschöpfe sind; denn etwas muß der Mensch doch thun, ist's nichts Gutes, ist's was anders, er gerät vor lauter Langeweile gar leicht auf sündhafte Abwege, und wenn er stirbt, muß er auf ein nutzloses, verlornes Leben zurückschauen und mag dann zusehen, wie's ihm drüben ergeht, wo der himmlische Vater ihn fragen wird: Sag' an — zeig' mal her, was hast du mit deinem Talent

1) wâhlen. 2) wâhlerisch. 3) Künigel = Kranzchen.

gethan? ... Drum wollen wir die Reichen nicht beneiden, noch unserer rauhen, sonnverbrannten Hände uns schämen — die Müßiggänger sollen ihre feinen weißen Fingerchen nur in ihre Handschühlein verbergen, sie thun gut daran!" schloß Frau Annumarei, sich vom Tische erhebend, ihre inhaltsvolle Rede.

Und Zuschen, welches ihr andächtig und sinnend zugehört hatte, meinte nach einem Weilchen: „Ja, da magst du wegen dem wahren Glück wohl recht haben, Mutter!" Und gleich darauf finden wir das sehr hübsche junge Mädchen wieder im Gärtchen draußen mit dem Bersezen ihrer Blumen und Aufbinden der Beerengesträucher beschäftigt, dazu fröhlich trällernd und singend mit den Waldbvögeln droben im Busche um die Wette. Und nachdem auch ihre Mutter mit Grabschaukel und Rechen sich zu ihr gesellt hatte: — „Morgen ist Sonntag," begann Zuschen munter, „morgen darf ich mein neues Strohhütchen aufsetzen, gelt, Mutter! Sag' ja, Mutter, ich bit'!" schmeichelte es. Wie hätte jene widerstehen können?

Spät abends kehrte Vater Baschi von seinem weiten und beschwerlichen Hausfzuge zurück, müde und sehr hungrig, wie er sagte. Und nachdem er die vorgelegte Schüssel Erbsenmus bis auf den Grund aufgeessen, eine Tasse Milch darauf getrunken und sich behaglich den bärtigen Mund gewischt, zog er aus der Brusttasche seines Zwillichtittels eine abgegriffene und arg beschmutzte lederne Brieftasche, die er auf dem Heimwege auf der Landstraße aufgefunden hatte.

Zuschen rümpfte voller Ekel das zierliche Stumpfnäschen, und selbst Frau Annumarei meinte geringschätzig: „Das Ding hättest wohl jemand anders zum Aufheben überlassen dürfen, Baschi!"

Jener aber sagte mit geheimnisvollem Lächeln: „Aug erst, was darin stecken thut! Hier in diesem Fach die ganze Buschel Geldzettel¹⁾ — siehst?" — und er begann zu zählen und zusammenzurechnen: „zweitausendsiebenhundert Franken — ist das nicht ein förmlicher Reichtum, he? Damit könnten wir uns ja des Kirchmeiers Bergwäldchen, das hart an unsere Hofstatt stößt, ankaufen und bar berappen."

„Ober des Tannhöfers Bergwies!" meinte Frau Annumarei, deren Blick immer wie lüfterner an den bunten wertvollen Papierchen haftete.

„Und uns allen neue köstliche Kleider und die Unzahl schöner Meyenstöck', wie des Krämers deren vor dem Hau' auf zierlichen Bänken²⁾ stehen haben, so prächtig anzulugen!" glaubte Zuschen vorschlagen zu müssen.

Da war es Vater Baschi, welcher sich zuerst des Umstandes erinnerte: „Aber haben wir auch das Recht, die Dingerchen zu behalten? Wär's nicht die schwere Sünd', sozusagen ein Diebstahl?"

Und Frau Annumarei mußte seufzend beipflichten. „Ach ja, du hast recht, Baschi, wir dürfen's nicht behalten, sondern müssen's dem rechtmäßigen Eigentümer zurückzustellen trachten."

In der Brieftasche fanden sich auch Briefe mit der Adresse ‚M. Herz, Viehhändler', sowie einige auf denselben Namen ausgestellte sogenannte Viehgesundheitscheine.

Des folgenden Morgens — es war ja Sonntag — machte sich Vater Baschi frühzeitig auf den Weg nach dem nahen Städtchen hin, wo, wie ihm bekannt, jener reiche Viehhändler seinen Wohnsitz hatte.

¹⁾ Banknoten. ²⁾ Blumenständer.

(Schluß folgt).

Aloys Redings Abschied.

(Zu dem Bild von Beckfer.)

Mit stolzer Freude hängt das Schweizerherz an den glänzenden Kriegsereignissen von Schindellegi und Rothenturm im Unglücksjahre 1798, wo eine kleine Schar entschlossener, freiheitsliebender Schwyzer dem großen Heer der „Franken" so bewundernswerten Widerstand entgegen setzten.

Unter den Helden dieser Ereignisse ragt vor allen hervor jener (wie Zichoffe ihn uns schildert) „schöne schlanke Mann im blauen Frack; ein Blondkopf, selbst die blauen Augen von blonden Wimpern beschattet; in den angenehmen Gesichtszügen Ausdruck von Edelsinn und gutmüthiger Biederkeit, der das Herz gewann", jener brave Militär, der, tiefes Leid über den Verlust seiner jungen Gattin im Herzen, in der Verteidigung des Vaterlandes Trost und Befriedigung suchte — Aloys Reding.

Einen ergreifenden Moment aus dem Leben dieses wackeren Eidgenossen hat der Künstler zur Darstellung gebracht.

Es war am Morgen des 1. Mai 1798. Nach dem titanenhaften Versuch, durch Ausfälle die von französischen Bajonetten gebrachte helvetische Republik zu Falle zu bringen, hatten die Schwyzer sich zum Rückzuge genötigt gesehen. Sie hatten sich auf die Verteidigung von Haus und Heim beschränkt. Auf dem Fuße waren ihnen die Franzosen gefolgt und hatten Wollerau

und Pfäffikon genommen. Gegen den Zürchersee auf der einen, den Aegerisee auf der anderen Seite, waren die Schwyzer Posten aufgestellt. Reding hatte diese eben noch besichtigt und Alt und Jung fest entschlossen gefunden, für Vaterland und Freiheit Gut und Blut zu lassen. Bevor er nun selbst zum Kampfe auszog, nahm er Abschied zu Hause, empfing, auf den Knien vor seinem Vater liegend, den Segen des ehrwürdigen Greises und ging dann zum versammelten Volke, es zum Kampfe zu entflammen.

Diese erhebende Scene veranschaulicht uns hier der Künstler. Wir sind an bekannter Stätte, vor dem Redinghause in Schwyz; im Hintergrunde die Mythen, das Wahrzeichen des Ortes, und die St. Martinskirche. Zur ernstlichen Handlung sind die Familienglieder (zu der auch das Gefinde gehört), Führung auf den Gesichtern, herausgetreten. Hinter Reding stehen seine kriegerischen Begleiter, um die Standarte geschart, alle ernst und gehoben, ganz gefesselt von der Würde des feierlichen Aktes. Nur Einer kann sich nicht enthalten, den Kopf abseits nach einem liebenden Gesichte zu kehren, von dem für immer sich zu trennen, ihm schwer fällt. Aber alle sind kampfbereit; auf aller Lippen schwebt schon der Ruf: „Wir fliehen nicht; wir sterben!"

Prof. Dändliker, Küssnach (Zürich).